

Hungerlöhne für die Tchibo-Welt Textilarbeiterinnen klagen an

Im April sind beim Einsturz einer Textilfabrik in Bangladesch 64 Menschen ums Leben gekommen. Schuld daran tragen auch westliche Auftraggeber wie Tchibo, Karstadt-Quelle und Steilmann, sagen die Betroffenen. Die Konzerne kämen ihrer Kontrollpflicht einfach nicht nach.

Von Thomas Wüpper

Rina Begum kann nicht mehr. Die zierliche, kleine Frau zieht weinend ihr orangefarbenes Kopftuch vors ausgemergelte Gesicht. „Fragt mich nicht nach der Zukunft, ich habe keine mehr“, sagt sie leise und schluchzt. Seit vorigen Sommer ist die 35-Jährige arbeitslos. Zuletzt schuftete sie sechs Jahre lang in Bangladesch bis zu 18 Stunden am Tag bei Basic Apparels, einer Fabrik, die auch für Tchibo produziert. Für 300 Stunden Nähen im Akkord und mehr bekam sie umgerechnet nur 30 Euro im Monat - weniger als zehn Cent pro Stunde.

Als Rina Begum gegen willkürliche Lohnkürzungen protestierte, wurde sie wie 65 Kollegen verhaftet. Sie saß neun Tage im Gefängnis und wurde danach fristlos gekündigt. Seitdem kämpft sie in den Slums der Hauptstadt Dhaka noch verzweifelter ums Überleben. Für einige Wochen ist sie nun dem Elend entkommen. Als Symbolfigur der „Kampagne für saubere Kleidung (Clean Clothes Campaign, CCC) reist Begum derzeit durch Europa. Das Netzwerk aus 18 Organisationen, dem DGB, IG Metall, Verdi, Kirchen und Frauenrechtlerinnen angehören, setzt sich seit zehn Jahren für menschenwürdige Arbeitsbedingungen in der Textilbranche ein.

Es sind schockierende Geschichten, die Rina Begum mit leiser Stimme erzählt. Es sind Geschichten, wie sie viele der 1,8 Millionen Arbeiterinnen erzählen könnten, die in den 3700 Textilfabriken Bangladeschs unter kläglichen Bedingungen schufteten. Die Arbeitssklaven der Moderne produzieren Billigklamotten für deutsche Discounter, aber auch für noble US-Marken und teure Modelabels, die hunderte von Millionen in ihre Werbung stecken, aber bei ihren Lieferanten Hungerlöhne in Asiens Nähstuben dulden.

Mit 14 kommt Rina aus ihrem ärmlichen Dorf nach Dhaka, um Geld für die kranke Mutter und die zwei Brüder zu verdienen. Sie verdingt sich als Hausmädchen, geht mit 18 in die Fabrik. Als Aushilfe bekommt sie umgerechnet 13 Euro im Monat, als Näherin bringt sie es zuletzt auf bis zu 35 Euro. Dafür arbeitet sie jeden Tag, sieben Tage die Woche, nur ein Tag im Monat ist frei. Drei Tage Urlaub gibt es in all den Jahren erst, als die Mutter schwer krank ist. Trotzdem reicht der Lohn nicht einmal im Getto von Dhaka für ein menschenwürdiges Dasein, wo sie bis heute in einem Bretterverschlag über einem stinkenden Abwasserkanal haust.

Begums Tagesschicht geht offiziell von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends. Doch die Vorgaben sind so hoch, dass sie manchmal bis morgens um zwei im Akkord Reißverschlüsse und Jackentaschen einnäht. „Dann schlief ich ein paar Stunden auf dem Fabrikboden und arbeitete weiter“, erzählt Begum. Wer den Akkord nicht schafft, erhält kein Geld. Wer auch nur eine Tasche ungleich einnäht, bekommt den gesamten Tageslohn gestrichen. „Außerdem mussten wir als Strafe stundenlang auf einem Bein in der Ecke stehen und uns an den Ohren ziehen.“

Das alles verstößt auch in Bangladesch gegen geltendes Arbeitsrecht. Trotzdem ist es Alltag. Ausbeutung, Unterbezahlung, Menschenrechtsverstöße, sexuelle Belästigung - die Zustände in den Textilfabriken vieler Entwicklungsländer prangert die Kampagne für saubere Kleidung seit Jahren an. Derzeit steht der Kaffeeröster Tchibo im Schussfeld der Kritiker. „Die Textilien der Hausmarke TCM werden unter oft elenden Arbeitsbedingungen in Fabriken wie Basic Apparels hergestellt“, sagt Evelyn Bahn vom Berliner Netzwerk Inkota. Handelsriesen wie

Tchibo machten ihre Milliarden Gewinne auf dem Rücken der Arbeiterinnen. Besonders Billiganbieter wie Lidl und Aldi kontrollierten Sicherheits- und Sozialstandards in den Fabriken zu wenig oder überhaupt nicht - und drückten stattdessen die Herstellungspreise durch kurzfristige Großaufträge immer weiter. Für ein T-Shirt zahlen Einkäufer oft nur noch 70 oder 80 Cent.

Die Unternehmen weisen solche Vorwürfe stets zurück, präsentieren Verhaltensregeln für den Herstellungsprozess wie der Hamburger Kaffeeröster. Dort ist von fairem Umgang mit Zulieferern, „dem Leitbild des ehrbaren Kaufmanns“ die Rede, von Verantwortung zum Schutz der Umwelt, Ablehnung von Kinderarbeit und menschenwürdigen Arbeitsbedingungen bei den Produzenten. Zertifizierungen von Zulieferern und Kontrollen vor Ort sicherten die Einhaltung der Regeln, verspricht Tchibo.

Für Shahida Sarker stehen solche Zusagen nur auf dem Papier. Die Vorsitzende der Nationalen Textilgewerkschaft NGWF weiß, wie leicht solche Vorgaben in Bangladesch umgangen werden können. Das bitterarme Land steht auf der Transparency-Liste der korruptesten Staaten ganz oben. Jeder zweite der mehr als 140 Millionen Bengalen muss mit weniger als zwei Euro pro Tag überleben. Menschenleben sind nicht viel wert, Kritiker leben gefährlich. Gewerkschaften werden offiziell zwar geduldet. Mitglied zu werden traut sich aber wegen Repressalien kaum eine Textilarbeiterin. „Viele sind Analphabetinnen, kennen ihre Rechte nicht, empfinden Strafen und Unterdrückung fast als normal“, sagt die Kritikerin Bahn. Als besonders schlimm gelten die Zustände in kleineren Fabriken, die hundertfach in ehemaligen Wohnhäusern eingerichtet und von größeren Abnehmern als Zulieferer eingesetzt werden. Im Netz solcher Subunternehmen laufen Verhaltensregeln und Zertifizierungen ins Leere. Wenn doch einmal Kontrolleure kommen, sind die Ausbeuter vorbereitet. Einige Arbeiterinnen müssen dann erzählen, dass in ihrem Betrieb alles zum Besten steht.

Als am 11. April in Savar die Fabrik Spectrum Sweaters einstürzte und die Katastrophe 64 Tote und 74 Schwerverletzte forderte, war der Eigentümer Sayed Shahriyar, Schwiegersohn eines Regierungsabgeordneten, schnell wieder gegen Kautionspflicht auf freiem Fuß - obwohl er illegal das Gebäude von vier auf neun Etagen erhöht hatte. Vergeblich hatten Arbeiter vor dem Einsturz gewarnt, der sich durch immer mehr Risse in den Wänden angekündigt hatte. Die Opfer und Hinterbliebenen wurden, wenn überhaupt, gering entschädigt. Auch aus Deutschland, nach den USA zweitgrößtes Einfuhrland von Textilien aus Bangladesch, blieb Hilfe weitgehend aus - obwohl Konzerne wie Karstadt-Quelle und sein Ableger Neckermann, Steilmann, Kirsten Mode, New Yorker und das Kölner Modehaus Blum laut Inkota in der Todesfabrik fertigen ließen.

Einige dieser Firmen dementierten ihre Beteiligung so lange, bis zwischen den Trümmern und Leichen ihre blutigen Markenklamotten auftauchten. Dann wurde zwar ein Hilfsfonds für die teils obdachlosen Opfer versprochen. „Doch auch ein halbes Jahr nach der Katastrophe ist der Fonds noch immer leer“, empört sich Gerrit Bopp von der Tübinger Organisation Terre des Femmes. Deshalb ist Rina Begum nun nach Deutschland gekommen. Sie will weiterkämpfen, für bessere Arbeitsbedingungen in ihrem Heimatland. Und sie hat nur einen, bescheidenen Wunsch: in einer Fabrik wieder Arbeit als Näherin zu finden. Doch für Frauen mit 35 gilt das in Bangladesch als fast aussichtslos.

www.saubere-kleidung.de

www.inkota.de